

(Nachdruck verboten.)

5] Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Longsape war ein sehr armes Benndorf; Schlieben wußte das und wollte noch einmal in die Tasche greifen, aber er fühlte sich von Käte zurückgehalten: „Nein, der da nicht — der Frau nicht — Du mußt es dem Gemeindevorsteher übergeben, für das Kind, für das arme Kind!“

Sie tuschelte sehr leise und aufgeregt schnell.

Das Weib konnte unmöglich etwas verstanden haben, aber der Blick der schwarzen Augen flog blitzschnell von dem Herrn zu der Dame und blieb voll Mißtrauen auf der feinen Städterin haften: wenn die ihr doch nichts geben wollte, was sollte sie sich dann noch länger ausfragen lassen; was wollte die von ihr?! Mit einem kaum merklichen Kopfnicken und einem knapp herausgestoßenen „Adieu“ wandte sich die Wallonin ab. Gelassen, aber weitausholenden Schritts entfernte sie sich übers Bann; rasch kam sie vorwärts, ihre Gestalt wurde kleiner und kleiner, die Mißfarbe ihres ärmlichen Rockes war bald nicht mehr kenntlich im farblosen Bann.

Die Sonne war verschwunden mit dem Kind; plötzlich war alles grau.

Regungslos stand Käte und sah in die Richtung von Longsape. Sie stand, bis ein Frösteln sie zusammenschauern ließ, und hing sich dann schwer an den Arm ihres Mannes; als sei sie auf einmal müde geworden, so ging sie stumm mit schleppenden Füßen der Baraque zu.

Nebel begann den hellen Mittag zu verschleiern. Feuchtkalte Luft, die empfindlicher näßt als Regen, machte die Kleider klamm. Zu dichten Schwärmen flogen die Stechfliegen der Sümpfe zu Tür und Fenstern der Baraque herein; drinnen brannte ein schwelendes Torffeuer, mit dürren Tannenreisern zu lodrender Glut entfacht, und die Fliegen klebten sich an Herdwand und Decke — nein, sie wollten noch nicht sterben!

Der Herbst war da, Sonne und Wärme dem Bann entschwinden, jetzt tat man gut daran, zu fliehen.

Aber draußen, ganz in der Dede, überm höchsten Punkt des Banns, kreiste ein einsamer Bussard und stieß seinen durchdringenden, sieghaften Wildlingschrei aus; dem war wohl hier, im Sommer wie im Winter, der wollte nicht fort von hier.

3.

Der Gemeindevorsteher des Kleinen Benndorfs war einigermaßen verwundert und verlegen, als so seine Herrschaften bei ihm vorfuhren und ihn zu sprechen wünschten. Durch die Jauche seines Hofes, die ihm bis an die Knie spritzte, ging er ihnen entgegen. Er wußte nicht, wo er sie hineinführen sollte, denn drinnen waren die Ferkel und das Kälbchen, und die alte Sau wälzte sich vor der Tür.

So gingen sie mit ihm auf der stillen Dorfstraße, von der die wenigen Gehöfte noch abseits liegen, auf und ab, während der Wagen langsam in tief ausgefahrenen Gleisen hinter ihnen dreinholperte.

Käte war blaß, ihren Augen sah man's an, daß sie wenig Schlaf gefunden hatten. Jedoch sie lächelte, und eine erwartungsvoll-freudige Spannung war in ihren Zügen, sprach aus ihrem Schritt; immer war sie den anderen ein wenig voraus.

Schliebens Gesicht war sehr ernst. War es nicht eine große Unbedachtbarkeit, eine grenzenlose Uebereilung, die er jetzt beging, seiner Frau zuliebe?! Wenn es nun nicht zum Guten aussehlgug?!

Es war eine böse Nacht gewesen. Seltsam stumm und wie geistesabwesend hatte er gestern Käte von der Baraque nach Hause gebracht, sie hatte nichts gegessen, und, große Ermüdung vorgebend, sich früh zur Ruhe gelegt. Aber als er, ein paar Stunden später, sein Lager aufsuchte, fand er sie noch nicht eingeschlafen. Sie sah aufrecht im Bett, ihr schönes Haar, das sie zur Nacht in zwei Zöpfe flocht, hing ihr lang herunter und gab ihr so das Aussehen einer ganz jungen Frau. Aus verstörten Augen sah sie ihn seltsam verlangend an, und dann schlang sie beide Arme um seinen Hals und zog seinen Kopf zu sich herunter.

Sie war so eigentümlich gewesen, so weich und doch so heftig, er hatte sie besorgt gefragt, ob ihr etwas fehle, aber sie hatte nur den Kopf geschüttelt und ihn in stummer Liebeslösung fest umfaßt.

Er glaubte sie endlich eingeschlafen — sie schlief auch, aber nur ganz kurze Zeit — da war sie mit lautem Schrei schon wieder erwacht: sie hatte geträumt, so lebhaft geträumt — o, wenn er wüßte, was sie geträumt hatte! Geträumt — geträumt — Sie seufzte und warf sich und lachte dann leise in sich hinein.

Er merkte wohl, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, was sie ihm gern sagen wollte, und was sie sich doch nicht recht zu sagen traute. So fragte er sie.

Da hatte sie ihm denn gestanden, stockend, schüchtern und doch mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn erschreckte: es war das Kind, an das sie immerfort dachte, immerfort denken mußte — ach, wenn sie das hätte! Das wollte sie haben, mußte sie haben! Die Frau hatte ja noch so viele Kinder, und sie — sie hatte keins! Und sie würde doch so glücklich mit ihm sein, ja, unsäglich glücklich!

Im Dunkel der Nacht, durch kein Wort von ihm unterbrochen, durch keine Bewegung — er hatte ganz still gelegen, fast wie gelähmt von der Ueberraschung, die doch nicht ganz eine Ueberraschung mehr war — hatte sie sich immer mehr gesteigert: was war ihr ganzes Leben? Eine immerwährende Sehnsucht! Alles, was er ihr an Liebe tat, konnte ihr doch das eine nicht ersetzen: ein Kind, ein Kind!

„Lieber, guter Mann, schlag's mir nicht ab! Mach mich glücklich! So froh wird keine andere Mutter auf Erden sein — geliebter Mann, gib mir das Kind!“ Ihre Tränen flossen, ihre Arme umflammerten ihn, ihre Küsse überschauerten sein Gesicht.

„Aber warum gerade dieses Kind?! Und so schnell entschlossen — das ist doch keine Kleinigkeit — man muß sich das erst sehr reiflich überlegen!“

Er hatte Einwendungen gemacht, Ausflüchte, aber sie hatte für alles schlagfertige Antworten bereit: was noch lange überlegen? Man würde doch zu keinem anderen Resultat kommen! Und wie er nur denken konnte, daß die Frau das Kind vielleicht nicht geben würde? Wenn sie's nicht liebte, würde sie es erst recht gern geben und Gott danken, es so gut versorgt zu wissen.

„Aber der Vater, der Vater, wer weiß, ob der damit einverstanden ist?!“

„Ach, der Vater! Wenn die Mutter es gibt, der Vater sicherlich! Ein Brotesser weniger ist bei so armen Leuten immer ein Glüd. Das arme Kind, es wird vielleicht sterben aus Mangel an Nahrung, während es bei uns so gut“ — sie unterbrach sich — „ist es nicht wie eine Fügung, daß gerade wir ins Bann kommen, gerade wir es finden mußten?“

Er fühlte, daß sie ihn beredete, und er sträubte sich innerlich dagegen: nein, wenn sie sich denn schon von ihrem Gefühl so fortreißen ließ — sie war eben eine Frau —, so mußte er doch, als Mann, den Verstand über das Gefühl setzen!

Und er hatte ihr alle Bedenken aufgezählt, wieder und wieder, und als Letztes ihr gesagt: „Du ahnst gar nicht, in welchen Zwiespalt Du Dich selber bringst! Wenn nun die Neigung, die Du für das Kind zu empfinden glaubst, nicht stand hält?! Wenn es sich Dir nicht sympathisch entwickelt?! Bedenke, es ist und bleibt immer das angenommene Kind!“

Aber da war sie fast zornig aufgefahren: „Wie kannst Du so etwas sagen?! Glaubst Du, ich bin engherzig?! Eigen geboren oder angenommen, das ist ganz gleich, denn es wird mir angeboren durch die Erziehung. Ich werde es mir erziehen. Das „Ausdemselbenblutesein“ macht's doch nicht! Bloß weil ich's geboren habe, darum soll ich ein Kind lieben?! O nein! Ich liebe das Kind, weil — weil — nun, weil es so ganz auf mich angewiesen ist, weil es so klein ist, so unschuldig, weil es unendlich süß sein muß, wenn so ein hilfloses Geschöpfchen die Arme nach einem ausstreckt!“ Und sie breitete die Arme aus und schloß sie dann an ihre Brust, als hielte sie so schon ein Kind am Herzen. „Du bist ein Mann, Du verstehst das eben nicht. Aber Du willst mich doch so gerne glücklich machen — mach mich jetzt glücklich! Lieber, geliebter Mann, Du wirst ja so rasch vergessen, daß er nicht unser Eigengeborener ist, es bald gar nicht anders

mehr wissen. „Vater, Mutter“ wird er zu uns sagen — und wir werden Vater und Mutter sein!“

Wenn sie recht hätte! Von einer seltsamen Empfindung durchrieselt, schwieg er. Und warum sollte sie nicht recht haben?! Ein Kind, das man vom ersten Lebensjahre an ganz auf seine Weise erzieht, das man vollständig auslöst aus den Verhältnissen, in denen es geboren worden ist, das nicht anders weiß, als daß es seiner jetzigen Eltern Kind ist, das da denken lernt mit ihrem Denken und fühlen mit ihrem Fühlen, das kann nichts Fremdes mehr haben. Das wird ein Teil des ureigensten Ichs, wird einem so lieb, so teuer, als hätte man's selber gezeugt!

Vor des Mannes Herzen stiegen Bilder auf, deren Anblick er nicht mehr erhofft, nicht mehr zu hoffen gewagt hatte. Er sah ein lächelndes Weib, auf dessen Schoß ein lächelndes Kind; er sah sich selber lächeln und fühlte einen nie gekannten Stolz bei dem kindlich-zärtlichen Rufen: „Ba—ter!“ Ja, Räte hatte schon recht, alles, was man sonst Glück nennt, ist nichts gegen dieses Glück. Nur ein Vater, eine Mutter wissen, was Freude ist!

Er küßte seine Räte, und dieser Kuß war schon halbe Zustimmung, das hatte sie gefühlt.

„Daß uns morgen hinfahren, morgen, gleich früh!“ bat sie, unterdrückten Jubel im Ton.

Er bemühte sich, gelassen zu bleiben: nein, erst mußte man die Sache, nach eigener, reiflicher Ueberlegung, in Berlin mit dem Anwalt und auch mit sonstigen Vertrauensleuten besprechen!

Darüber geriet sie außer sich; halb schmollte sie, halb lachte sie ihn aus: war denn dies hier eine Geschäftssache? Was ging den Anwalt und andere Leute ihre tiefste, persönlichste Herzenssache an?! Niemand war darum zu befragen, niemand sollte sich da hineinmischen! Kein Mensch durfte ahnen, woher das Kindchen kam, von wem es abstammte! Sie, sie beide waren seine Eltern, sie kamen für es auf, sie waren sein Anfang und die Bürgen für seine Zukunft — ihr Werk, ganz ihr Werk war dieses Kind!

Morgen holen wir es gleich! Je eher es aus dem Schmutz und der Verkommenheit herauskommt, desto besser — nicht wahr, Paul?“ Sie ließ ihn gar nicht mehr zu Wort kommen, sie überschüttete ihn in sprudelnder Lebendigkeit mit Plänen und Vorschlägen; und ihr Ueberfluthung schwemmte seine Bedenken mit fort.

Man kann auch zu bedenklich sein, zu übertrieben vorsichtig und sich so jede Lebensfreude verbittern, das sagte er sich. Was taten sie denn Außergewöhnliches? Sie hoben nur etwas auf, was ihnen vor die Füße gelegt worden war; sie gehörten so einem Bink des Schicksals. Und da waren wirklich keine Schwierigkeiten. Wenn sie's selber nicht verrietten, würde niemand die Herkunft des Kindes erfahren, und hier wiederum würde nicht groß Nachfrage nach dessen Verbleib sein. Es war ein namen-, ein heimatloses Etwas, das sie an sich nahmen und aus dem sie machten, was sie daraus machen wollten. Später, wenn man das Alter dazu hatte, adoptierte man dann den Kleinen in aller Form und legte so auch in Akten fest, was man im Herzen längst getan hatte. Jetzt galt es nur noch, den Gemeindevorsteher von Rongfage aufzusuchen und mit seiner Unterstützung die Abtretung seitens der Eltern perfekt zu machen!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

63

Martin Sölch.

Erzählung von Nikolaus Krauß.

„Schimpf's net Bauer, so a tüchtige Kausch is a net zu verachten . . . Was hat denn unferneis vom Leben? . . . Na, es wißt's ja selber: Arbeit und Arbeit. Alle heiligen Zeiten kann ma amal aufhäschen . . . Na, und affa gib't's on Kausch. Und drei Tag muß ein'm no der Kopf brummen, sonst verghißt man's ja, wann ma 's leztmal Geld g'habt hat und daß man sich am andern Tag hat ausschlafen können, so lang's g'schmeckt hat.“

„Alsdann, wie viel?“

„Bauer, i hab's ja schon g'sagt . . . Na ja . . . I'grob wollen ma a net sein. Lassen ma fünf Guldala für Weihnachten g'rud.“

„So viel Geld! . . . Aber, Vitus, das ist ja die reine Sünd!“

„Sünd? . . . Ich hab' ja für nemats g'orgen! . . . 's Gwand und d' Stiefel san im Stand.“

Er schloß das rechte Auge und blinzelte mit dem anderen.

„Bauer, wenn't's mi bö's machst, heirat' ich!“

„Ach! . . . Ist schon kein Tagelöhnerhäusl!“

„Ja, das hab't's wegretzen lass'n, die alte Hütten, weil ein

Knecht billiger kommt als a Tagelöhner . . . Zieh' i halt in ein Gerbingshaus an da Sträßen . . . A Weib krieg i schon! . . . A affa gehen ma ins Ziegeleschlagen.“

Sölch schob ihm das verlangte Geld hin und schlug die Faust auf den Tisch.

„Bist denn ganz verrückt? . . . A Bauer und will unter die Zieglerleit! . . . Da schaut Dich ja kein Mensch mehr an!“

„Is net so arg . . . Und dann . . . was die Eigler san, die hab'n schon a rechts schön's Häusl, und die Eva hat noch Geld auf der Kassa.“

„Aber es g'hört sie net! . . . Was Bauer ist, soll Bauer bleiben!“

„Im, na ja! . . . Aber . . . Zum ersten bin i nur a Knecht . . . A affa . . . Früherer Zeit hab'n d' Bauern a net spekuliert u g'handelt . . . I kenn an Bauern, der wird sie bald an ganz'n Hof berspekuliert hab'n.“

Sölch sah seinem Großknecht ruhig ins Gesicht.

„Geht das Dich was an?“

„Könnt' i net behaupten!“

„Alsdann! . . . Tu was d' willst . . . Du mußt's es ja am besten wissen . . . Am acht wird zug'sperrt.“

„Auf einer Wirtshausbank schläpft's sich a net schlecht.“

Vitus steckte sein Geld ein, weckte an der Ofenplatte sein Schnappmesser und verließ langsam die Stube. —

Eine Weile rechnete Sölch noch, nickte und sah starr vor sich hin. Da lenkte etwas Flatterndes seinen Blick nach dem Hofe. Aus der Mitte schob sich das zweibeinige Taubenhaus empor. Die starken Tragstämme waren in halber Höhe mit Blech beschlagen, oben, unter den Schlägen, wand sich ein Dornenkranz, eine Schutzwehr gegen den Räuber, den Marder. Und auf dem Dache einige hundert Tauben jeder Farbe und Spielart. Gewöhnliche Haus-tauben, Rot- und Blauschwänze, Kropfer und Trommler pluderten sich auf im hellen Sonnenlichte, pukten ihr Gefieder, neckten und umwarben einander. Ein nie zur Ruhe kommendes Gewoge von weißen Brüsten, schillernden Halsen und Köpfen, roten Füßchen. Bis in die stille Stube drang das Gurren. Und plötzlich schoß ein ganzer Flug empor, drehte sich im rasenden Kreistanz über dem Hofraum, sah im nächsten Augenblick in einer Reihe auf dem sonnenübergeoffenen First des Scheunendachs.

Das Gesicht des Bauers strahlte. Viele und schöne Tauben zu haben, war seine einzige Liebhaberei. Nun ja, es trug auch etwas ein. In Franzensbad konnten sie im Sommer nie genug junge Tauben bekommen.

Sölch sah das Spiel der zierlichen, sauberen Vögel. Und er sah die Gebäude seines Hofes in dem milden Schein der Oktober-sonne. Die grauschimmernden Schindeldächer, die starken Balken, deren Rotbraun sich gut abhob von dem gelblichen Fachwerk. Alt war alles, aber gut imstande. Und noch hundert Jahre konnte es stehen und halten, wenn man es pflegte und in Ehren hielt, wie es sich gehörte.

Ein Geräusch beim Ofen riß den Bauer aus dem Sinnen. Ein Blick, und jede Freudigkeit war aus seinem Gesicht verschwunden. Der Vorturf klang aber beinahe mild, als er sagte:

„Haft Dir net einmal die Haare g'macht, Barbara!“

Die alte Frau, die auf der Ede der Ofenbank saß, zog den Kopf mit dem wirren, grauen Haar in die Schultern. In dem aschfarbenen Antlitz fladerten dunkle Augen, die Mundwinkel waren nach oben geschwungen, unter der schmalen Oberlippe schoben sich zwei Eckzähne hervor.

„Haft denn schon einen Kirwahagast bei uns g'sehn?“

„Dawon hab' ich net g're'd't. . . . Aber von Deiner Schlamperei. . . . Eine Bäuerin soll in allem ein gut's Beispiel geb'n.“

„Und der Bauer?“

„Auch!“

Sie lachte bitter und höhnisch.

„Na ja! . . . Wie man's halt nimmt. . . . Trinken tußt net, Karteln a net. Umbracht hast bis dato a no keinen. Aber viel hast doch auf'm G'wissen, Martin.“ . . .

„Willst mir's ersorschen?“

„Nur a bißl anrühren, wenn's a nichts helfen wird. . . . Schau amal: Was hab' i denn von meinem Leben g'habt! . . . Schön war i ja grad net und die jüngst' a nimmer, wie Du mich g'nommen hast. Da Vater hat net „übergeben“ wollen vor sein'm Tod. Aber 's reichst' Bauerndädel war i im ganzen Egerland. . . . Und Du? . . . Vom ersten Augenblick an warst a Tyrann!“

Sie umfaßte die Knie, daß die Gandraußen nach innen kamen, und sah vor sich hin.

„Du red'st von schlampert? . . . Hab' i net immer arbeiten müssen wie a Dienstbot? Was hab' i denn g'habt von meinem vielen Geld? . . . Wenn i was kaufen wollt', hast d' g'sagt: nimm's vom Marktgeld. Das hab' i zum Wirtshausen braucht. . . . Wie oft warst denn gut zu mir, wies't's vorm Pfarrer versprochen hast? . . . Wie die Stingel-Bäuerin tot war, ein paar Wochen . . . Hast mi amal ausg'führt, oder wo mit hing'nommen? . . . Seit fünf Jahren war i net in der Stadt!“ . . .

Wie ein leises Knurren kam es vom Tische her: „Wennst Schnaps trinkst!“

„Martin, Du weißt hauptgut, daß ihn mir der Dokta als Medizin für mein'n Magen verschrieben hat. . . . Und jetzt bin i halt dran g'wöhnt.“

Sie machte mit der Hand eine drehende Bewegung um den Mund.

„Und allweil steht ein Pfluderer da!“
 „Geht's von Deinem Geld? . . . Wissen möcht' i überhaupt, wo das viele Geld hinkommt, das verdient wird!“

„Vertu' ich was?“
 „S'fragt hast Du mir noch nie was. . . . Und das Vermögen stammt doch von mir. . . . Die paar Tausender, die von Deines Vaters seiner Mühl' übrig blieben sind . . .“

„Grad die haben g'hebt!“
 Die Bäuerin fuhr sich durch die Haare und fragte lauernd:
 „Hast 's Geld auf der Sparkass'?“

„Nein!“
 „Affa spekulierst? . . . Du, i sag' Dir's noch einmal: Schulden kommen auf den Hof sein net, so lang i leb'!“

„Brauchst keine Angst zu haben.“
 Die Augen der Frau wurden groß.
 „Ach jetzt weiß ich, was die Leut' meinen. Den Stingel willst j'grund richten!“

„Der bringt sich schon selber um.“
 „Der Stingel!“ . . . Die Bäuerin sank wieder in sich zusammen. „War das ein schöner Mensch! . . . Der, wenn mich g'mocht hätt'! . . . 's wär ein anderes Leben worden . . .“

„Meinst? . . . Mit Deinem Hof wärst heute so sicher fertig wie er mit seinem.“
 „Dem seine Bäuerin hat ein schönes Leben g'habt. . . . Alle vierzehn Tag sind sie in die Stadt g'fahren, zwei Pferd' waren vorgepannt, wie bei einer Gutsherrschaft. . . . Die hat's viel gut g'habt!“

„Und nach drei Jahren war s' tot!“
 „Von ihrem Mann hat s' nig aus'stehen g'habt. Und der Lenz hat studieren dürfen . . .“

„Dafür kann er jetzt einen Knecht machen und später einen Tagelöhner.“
 Die Frau fuhr auf. Ihre Lippen zitterten.

„Du . . . Du . . . Nie hast Du Dich um die Buben g'lümmert. Kein gutes Wort haben sie j' hören kriegt, kein freundliches Aug' g'sehen. Kaum waren sie aus der Schul', hast d' sie schon eing'spannt. . . . Schau sie an, wie sie aussehen! Der Andres wird ein Käufer . . .“

„Wie die Mutter, so . . .“
 „Und Du bist der Vater! . . . Nur ums Geld war's Dir zu tun . . . Geld und wieder Geld! . . . Du bist ja kein Bauer . . . ein Bucherer bist Du!“

Sölch war aufgestanden.
 „A lange Predigt laugt net viel.“
 „Das sagen alle Lumpen.“

Er trat zu seiner Frau und sah sie an, von oben herab, mit kaltem Blick.
 „Sei stad! . . . Trink' Deinen Schnaps und lass' mich in Ruh. . . . Was ich zu tun hab', weiß ich!“

Kein Wort kam mehr über ihre Lippen.
 Der Bauer verschloß das Wirtschaftsbuch in ein Schränkchen, das in die Mauer eingelassen war, griff nach dem Hut und ging hinaus.

„* * *“

Sölch stand auf dem Sandrücken hinten beim Walde, mitten unter den Disteln, deren dicke Köpfe von der Fülle der Samenhaare schier platzten. Die klare Luft des Oktobertages verringerte die Weiten. Und so erschien es ihm, als könnte er den Kulmer Berg mit einem Steinwurf treffen. Rot standen die Fenster der Wallfahrtskirche, ein Gleichen und Blitzen war in ihnen. Plötzlich glaubte er das summende Brummen der großen Glode zu vernehmen. Aber das war ja nicht möglich. Um diese Jahreszeit kam keine Prozession mehr. . . .

Nach Süden zu hing an dem Berge etwas Wald. Ueber die Felder, die buchelige Lehne herab, wand sich der helle Weg zur Straße. Auf den Knien rutschten ihn manche Wallfahrer hinauf, bis zur Kirche, über die Stufen, zum Marienbilde. Sölch preßte den Mund zusammen. Einmal in seinem Leben war er mit einer Prozession gegangen, getroffen war er nicht.

Sein Blick glitt vom Berge. Das Olikende mußten die Teiche der Nonnengrüner und Mühlfleener sein. Zusammenhängend, schier wie ein breiter Fluß erschienen sie. Das wäre was für ihn gewesen! Da hätte er seine Fische nicht mehr aus zweiter Hand zu kaufen brauchen! Ein altes Lied fiel ihm ein, unwillkürlich summte er es:

„Heut', morgen
 Fisch' i mein' Teich, mein' Teich,
 Heut', morgen
 Fisch' i mein' Teich.
 Ueber'm Damm, unter'm Damm,
 Klau' i meina Fischla j'samm',
 Heut', morgen
 Fisch' i mein' Teich.“

Aber die Teiche gehörten nur zu den größten Höfen. Und so ein Dickkopf gab, und wenn er die Steuer schuldig bleiben mußte, nicht einmal einen Paltzer her! Der Stingel hatte drunten am Moor eine Wiese, deren saueres Heu kaum als Einstreu was taugte. . . . Wenn . . .

Etwas Noles und stehend Weißes riß seine Augen nach rechts. Die hinter die Föhren sinkende Sonne warf noch einmal ihre Strahlenbündel voll auf die Ziegeldächer und hellen Wände des Stingel-Hofes. Die Birn- und Apfelbäume waren schon lahl, hinterm Grasgarten standen die Eichen im sahlen Braungelb, aber vorn beim Bohnhaus glühte ein Horn, als hätte ihn feurige Lohle.

Wie mattfarbig erschien dagegen sein Hof! Grau, verwaschen und abgeschabt wie ein lang getragenes Kleid. Halt! . . . Aber behäbig. Net sah man ihm wahrlich keine an. . . . Viel breiter und massiger wie der Neubau. . . . Ein Mann neben einem jungen Leder.

Auf einmal stand vor seinen Augen die Gestalt des jungen Stingel. Der Lenz! . . . Nur wie ein Flüstern glitt es über seine Lippen.

Und in diesem Augenblicke kam alles in ihm zum Durchbruche, was er bis dahin mit aller Gewalt niedergehalten: Wilde Freude, Stolz, Befriedigung. Beide Arme warf er nach oben, drehte die Fäuste nach rückwärts, als suche er nach einem Stützpunkt, um sich über die Erde zu erheben. Nun schritt er aus. Die Augen starr auf die roten Dächer geheftet.

Seit gestern wußte er es: Er stand vor dem Ziele. Er hatte wieder gespielt, der Lump, drinnen in der Stadt, mit reichen Kaufleuten und anderen Herren, und alles verspielt, auch die Zinsen für die Sparkasse. Ließ er seine letzten Forderungen eintragen, war alles zu Ende. . . .

Aber zwanzig Jahre hatte es gedauert. . . . Dreiundzwanzig Jahre waren vergangen, seit . . .

Vom Dorfe her drangen verflogene Töne der Kirchweihnusik. Der Bauer steckte die Daumen in die Westentaschen, piffte leise vor sich hin und stelte daher im Takte. Von weitem sah er aus, als käme er aus dem Wirtshaus und hätte ein paar Halbe zu viel.

4.

Trotz seiner Schulden stand der Stingel noch in allgemeiner Achtung. Man hielt ihn für leichtsinnig. Aber so ein großer Hof, vom Vater schuldenfrei übernommen, und Vargeld noch dazu, das ließ sich nicht so leicht umbringen. Vom Trinken allein war noch kein Bauer zugrunde gegangen. „Die Alten“ waren oft acht Tag lang nicht aus dem Wirtshaus gekommen, und ihre Kindeskinde sahen noch immer auf den Höfen. Und das bißl Spielen? Na, Gott ja, eine Freud' muß der Mensch haben! Wer so oft mit den Herren zusammentam wie der Stingel, mußte halt manchmal mittun. Man muß immer schauen, daß die Kirch' im Dorf bleibt.

Zu „hoch“ wird er in der Stadt auch nicht angehen. Man sah's ja, wenn er im Dorf mitartelte.

So redeten die, welche immer dabei waren, wenn der Stingel etwas zum Westen gab. Andere hatten eine andere Meinung, wollten aber nicht mit der Sprache heraus, um nicht als Ehrabschneider zu gelten.

Nach der Kirchweih schlug die Stimmung erst allmählich, dann mit einem Male ganz um. Man erfuhr, daß der Stingel die Sparkassenzinsen in einer Nacht verspielt hatte. Und das Geld hatte ihm noch dazu seine Schwester geborgt, die selbst zu wirgen hatte.

Jetzt kam alles auf die Weine, das vom Stingel-Hof etwas zu fordern hatte: Krämer, Handwerker, Wirte. Die einen setzten sich auf die Hosen und schrieben einen halben Tag lang an einem Mahnbrief, der grob anfing und mit Beschlagen endete. Andere gingen selbst hin, um ihr „sauer verdientes“ Geld zu holen. Der bekam es, ein zweiter ließ sich verträsten; schon schien es, als wollte der Sturm sich wieder legen.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Die „Zeitungsfresserin“. Das „Wiener Extrablatt“ berichtet über eine Gerichtsverhandlung, die sich mit der Klage der Privatierin Fräulein Katharina Bedl, einer älteren Dame, gegen den Cafötier Leopold Kniee wegen Ehrenbeleidigung befaßte. Der letztere hatte das Fräulein zum Verlassen seines Cafös mit den Worten aufgefordert: „Da hat der Zimmermann das Loch gelassen.“

Richter: „Herr Kniee! Haben Sie diese Worte gebraucht?“
 Angeklagter: „Ja, Herr Richter! Aber ich bitt', mich anzuhören! Die Fräul'n kommt, packt alle Zeitungen vom Lokal j'samm . . . a paar halt s' in der Hand, a paar legt s' auf'n Schoß . . . a paar unter'n Schoß . . . und die Gäst' brummen alle, daß s' la Zeitung kriegen.“

Richter: „Da hätten Sie ihr das vorhalten sollen, aber einen so anzufahren ist halt verkehrend!“

Klägerin: „Und ich bin dazu seit drei Jahren Stammgast bei Herrn Kniee!“

Angeklagter: „Das is ja das Unangenehme! Wegen a ner Zeitungsfresserin kann i do nit so viel Zeitungen extra abonnieren, Herr Richter! I zahl' Zins, Steuern usw., und die Gäst' bleiben aus, weil's la Zeitung kriegen! Halbe Tag' lang hat die Fräul'n bei an Kaffee g'essen und hat g'lesen und alle Blätter konfisziert . . . wo soll da der Geschäftsmann hinkommen?“

Richter: „Fräulein Bedl, Sie hören den Standpunkt des

Angeflagten, die Beleidigung war auch keine gar so schreckliche, ich rate Ihnen daher, eine Entschuldigung anzunehmen."

Klägerin: "Das geht prinzipiell nicht."

Richter: "Warum nicht?"

Klägerin: "Wo der Zimmermann das Loch gelassen hat ... das war eine starke Blamage vor den Gästen!"

Richter: "Dafür entschuldigt er sich ja eben."

Klägerin: "Das geht hier nicht ... er soll die Entschuldigung laut im Kaffeehaus vorbringen und vor denselben Gästen, die damals dabei waren."

Richter: "Ich kann doch nicht als Richter ins Kaffeehaus hingehen, um das zu kontrollieren. Aber Sie können von der Entschuldigung eine amtliche Abschrift haben und im Kaffeehaus jedermann zeigen."

Klägerin war einverstanden, zog die Klage zurück, und Herr Knice wurde freigesprochen.

Kulturgeschichtliches.

rd. Zur Geschichte des Handels mit Leibeigenen in Schweden. — Da die Unfreien als ein Besitztum, als eine bloße Sache angesehen wurden, konnte der Eigener sie verkaufen, wenn er wollte. Sie waren ein wertvoller Handelsgegenstand. Der Käufer schätzte die Unfreien nach Alter und Körperbeschaffenheit selbst ab. In dessen Verbot das Gesetz und Gebreden, die sich erst nach längerem Gebrauche herausstellten konnten, dem Käufer zu verheimlichen. Hatte der Verkäufer in dieser Hinsicht betrügerisch gehandelt, konnte der Kauf auf Verlangen des Käufers rückgängig gemacht werden. Die Unfreien wurden teils unter der Hand verkauft, teils wurden sie eigens zu diesem Zwecke auf Märkte gebracht, wie die Ueberlieferung zeigt. Die auf Märkten feilgehaltenen Unfreien waren zum größten Teil Kriegsgefangene oder mit Gewalt von den Wikingern nach dem Norden fortgeführt. Nach einer Ueberlieferung aus Lagodal auf Island reiste der Bauer (Bonde) Hofstulb einmal nach Norwegen, um Bauholz zu holen. Während seines dortigen Aufenthaltes machte er einen Absieger nach dem großen Markte in Brännö, das an der Mündung der Göta est lag. Eines Tages ging er dort über den Marktplatz und erblickte in einem Abstände von den übrigen Verkaufsbuden ein großes stattliches Zelt. Dies Zelt gehörte Gille, dem Russen, einem russischen Handelsmann. Als Hofstulb in das Zelt trat, fragte er Gille, ob er ihm eine Unfreie verkaufen könne. Gille lästete darauf den Vorhang in der Mitte des Zeltes, und der Käufer erblickte zwölf Sklavinnen. Am äußersten Ende der Reihe saß ein Weib in ärmlichen Kleidern.

"Was kostet sie?" fragte Hofstulb.

"Drei Mark."

Das schien dem Käufer ziemlich teuer zu sein.

"Ja, darin hast Du recht", antwortete Gille, "daß ich sie höher einschätze als die anderen. Wähle, welche Du willst, und gib mir eine Mark Silbers für die, die Du nimmst. Dann behalte ich das Weib dort in der Ecke selbst."

"Ich möchte doch vorerst wissen", bemerkte Hofstulb, "wieviel Silber sich in dem Beutel befindet, den ich hier in meinem Gürtel habe."

Darauf reichte er Gille den Geldbeutel und bat ihn, seinen Wagemann (Handwage) zu holen und ihn zu wiegen.

"Dieser Handel", sagte darauf Gille, "soll von meiner Seite ohne alle Hinterlist vor sich gehen — das Weib dort hat einen großen Fehler, und den sollst Du erfahren, bevor wir den Handel abschließen."

Hofstulb forschte, was das für ein Fehler sei.

"Sie ist stumm", antwortete Gille, "auf mancherlei Weise habe ich versucht, sie zum Sprechen zu bringen, habe aber nie ein Wort aus ihr herausbringen können, und daher glaube ich sicher, daß sie nicht sprechen kann."

Da es sich fand, daß der Beutel gerade drei Mark wog, kaufte Hofstulb die Skavin, die ihm beim ersten Anblick gefallen hatte.

Als Hofstulb darauf mit seiner neuen Sklavin heim nach Island kam, wurde seine Ehefrau mißmutig. Sie ließ sich von der Unfreien bedienen, behandelte sie aber schlecht. Deswegen ließ Hofstulb die Unfreie schnell nach einem anderen Hofe (Besitztum) flüchten. Dort gebar sie einen Sohn. Als unehelichen Sohn ließ Hofstulb ihn nicht erben. Die Mutter verschaffte ihm dafür eine Stelle als Erbe bei einem anderen reichen Bauern, dessen Zuneigung sie gewonnen hatte.

Der Handelswert der Unfreien wechselte natürlich wie der Preis anderer Waren. Der durchgängige Wert einer männlichen Person im mittleren Alter scheint drei Mark gewesen zu sein. Drei Mark würden in dieser Zeit nach unserem Gelde ungefähr 1100 M. ausmachen. Für eine Unfreie zahlte man für gewöhnlich eine Mark, ungefähr soviel wie für eine gute Kuh oder einen guten Ochsen.

Aus dem Pflanzenleben.

t. Aluminiumhaltige Pflanzen. Das Aluminium ist der Grundstoff der Tonerde, denn was der Chemiker als Tonerde bezeichnet, ist lediglich eine Verbindung von Aluminium mit Sauerstoff in bestimmtem Verhältnis. Da nun Tonerde, wie schon der Name anzeigt, in allen tonigen Bodenarten enthalten ist, kann man ohne weiteres auf die ungeheure Verbreitung dieses Elements

in den oberflächlichen Schichten der Erde schließen. Danach wäre es geradezu unerklärlich, wenn die Pflanzen gar nicht oder nur in Ausnahmefällen Aluminium aus dem Boden aufnehmen sollten. Bisher aber hat man nur ganz wenige Gewächse gekannt, in denen Aluminium nachzuweisen ist, namentlich Bärlapp (Lycopodium). Um dies Mißverhältnis aufzuklären, hatte die Universität Odessa eine Preisarbeit ausgeschrieben, in der weitere Nachforschungen über das Vorkommen von Aluminium in Pflanzen angestellt werden sollten. Zwei junge russische Botaniker, die sich der Aufgabe unterzogen haben, sind denn auch zu dem Ergebnis gelangt, daß alle von ihnen untersuchten Pflanzen Aluminium in größerer oder geringerer Menge aufnehmen, wenn es ihnen in geeigneter Form zugänglich gemacht wird, und zwar nicht nur aus den löslichen, sondern auch aus einigen in Wasser unlöslichen Salzen wie der phosphorsaurer Tonerde. Daß das Aluminium so selten in Pflanzen gefunden worden ist, erklärt sich daraus, daß es zum größten Teil oder ganz in den Wurzeln zurückgehalten wird. Vor allem aber ist in Rücksicht zu ziehen, daß das Aluminium trotz seiner allgemeinen Verbreitung nur selten in solchen Verbindungen im Erdboden enthalten ist, die von den Pflanzen verarbeitet werden können. Das ist auch ein Vorteil, weil die löslichen Salze der Tonerde schon bei starker Verdünnung eine Giftwirkung auf Pflanzen ausüben, besonders auf die Wurzeln, wenn sie noch in starkem Wachstum begriffen sind. Jedoch können, wie es ja auch bei der Wirkung von Giften auf den menschlichen und tierischen Organismus sehr oft der Fall ist, kleine Mengen von Aluminium für die Entwicklung der Pflanze geradezu förderlich sein.

Humoristisches.

— Der Pantoffel. Der Oberamtsrichter schreibt an den Amtsrichter:

"Sehr geehrter Herr Amtsrichter, Wertter Herr Kollege!

Zu meinem großen Bedauern muß ich von meiner Frau hören, daß sie von Ihrer Frau nicht gegrüßt wird. Da wir nun einmal im Verhältnisse der Ueberordnung, beziehungsweise der Unterordnung einander gegenüber stehen, und sich dieses Verhältnis ganz von selbst auf die betreffenden Frauen überträgt, so werde ich Sie ersuchen, bei Ihrer Frau, der Frau Amtsrichterin dahin zu wirken, daß sie in Zukunft meine Frau, die Frau Oberamtsrichterin, geziemend zuerst grüßt."

Der Amtsrichter schreibt zurück.

"Sehr geehrter Herr Oberamtsrichter, Wertter Herr Kollege!

Bedauere sehr Ihrem Ansuchen nicht nachkommen zu können, da ich noch mehr unter dem Pantoffel stehe, wie Sie."

— Aus Gendarmerie-Anzeigen. Gerade als er mich fast überwältigte, hatten wir das Glück, einem Mißfuhrwerk zu begegnen.

Mubrilat war zuborkommend und schlug ihn mit dem Säbel auf den Kopf.

Diese Druckschriften beschlagnahmte ich, denn es wimmelte in ihnen nur so von Liebes- und Geschlechtsleben.

Um mich zu beleidigen, gab er einen Bind von sich; und zwar nicht etwa faßlich, sondern er hat sich, wie ich bestimmt bezogen kann, zur Hervorbringung des Bindes angestrengt, um demselben den zu seiner Bestimmung geeigneten Ausdruck zu verleihen.

(„Jugend.“)

Notizen.

— Im Kleinen Theater ist die Erstaufführung von Oskar Wildes Schauspiel „Ein idealer Gatte“ für Mitte Mai vorgesehen.

— Julius Geisendorfer ist auf fünf Jahre für das Schauspielhaus verpflichtet worden.

— Die Sittenote, Tragödie eines Schülers von Adolf Schwager, hatte bei der Erstaufführung im Wiener Bürgertheater einen starken, äußeren Erfolg.

— Die Altweibermühle, Ballettpantomime von Anna Hill, Musik von Fryd Wafelt, wurde von der Frankfurter Opernintendantin angenommen.

— Außer einigen Werken von Menzel hat die Nationalgalerie angekauft: Anselm Feuerbachs Gartenszene „Im Frühling“, D. Müllers „Salome mit dem Haupte des Johannes“, ein Blumenstilleben von Karl Schuch, „Partenkirchen“ von J. J. Wiedemann, der Perrenchiesee von J. G. Steffen, Waldmüllers „Vorfrühling im Wiener Wald“.

— Die Nachricht von einer schweren Erkrankung Rodins hat keine Bestätigung gefunden.

— Dr. Pittner, Privatdozent in Göttingen, wurde von der Reichsregierung mit der Errichtung eines biologischen Instituts in Dar es Salam beauftragt.